

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Wohlthäter der Menschheit

Arnim, Theodor

Leipzig, 1887

Elisabeth Fry, der Schutzengel der Gefangenen und Gefallenen.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-6669



Elisabeth Fry.

Elisabeth Fry,
der Schutzengel der Gefangenen und Gefallenen.

„Wenn ich mit Menschen- und mit Engels-
zungen redete und hätte der Liebe nicht, so
wäre ich ein tönendes Erz und eine klingende
Schelle.“
1. Kor. 13, 1.

Als der gefallene Engel, so singt Th. Moore, wehmütig klagend nach den verschlossenen Pforten des Paradieses zurückblickte, erbarmte sich der Herr des Verstoßenen. Er sprach: „Nicht ewig soll dir der Zutritt zu meiner Herrlichkeit versagt bleiben. Forste, ob du das Kleinod entdeckst, mittels dessen es dir gelingen wird, die himmlischen Thore zu sprengen.“

Und der Engel schwebte hinab zu der Erde und suchte nach dem Talisman.

Er sammelte die letzten Blutstropfen eines für sein Vaterland gefallenen Kriegers und führte sie in die Höhe, der Eingang zum Himmel jedoch blieb ihm verwehrt.

Dann brachte er den Abschiedskuß, den der sterbende Bräutigam seiner Geliebten auf die zitternden Lippen gedrückt, vor das undurchdringliche Gitter, doch — es blieb verschlossen.

„Das Gebet jenes unschuldigen Kindes muß das Kostlichste sein, was die Erde hegt“, rief er tief ergriffen und schwebte abermals hernieder, um das leise Stammeln des blondlockigen Knaben aufzufassen und nach oben zu tragen. Umsonst — die Pforte öffnete sich nicht. Voll Trauer trat der Engel seine Wanderung aufs neue an.

Diesmal begegnete er einem ergrauten Sünder, dessen Auge die Thränen der ersten Reue vergoß

Kostbare Perlen! Ihr vermöget mehr denn Blut, Ruß und Gebet — ihr seid mächtiger als Jehovas Bürnen! — Der Seraph mit dem flammenden Schwerte wich zurück vor der Schale mit dem wunderbaren Inhalte, die Kiegel der Pforten thaten sich auf, — — und laut jubelnd zog der Verstoßene in die wiedergewonnene Heimat. „Denn es ist mehr Freude über einen Sünder, der Buße thut, als über neun und neunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen.“

Was der schottische Dichter in einer seiner lieblichsten Schöpfungen niedergelegt, hat eine edelherzige Frau im Leben geübt. Elisabeth Fry, der „Engel der Gefängnisse“, sammelte die Thränen der reuigen Sünder und brachte sie vor den Herrn als köstliches Sühnopfer. Ihr aufopferndes Thun weist ihr eine hohe Stelle an unter den Wohlthätern der Menschheit.

Gott sei Dank, die Zeiten sind geschwunden, in denen Roheit und Grausamkeit ihre Befriedigung darin fanden, den gesunkenen Menschen noch tiefer in den Abgrund des Elends hinabzustoßen. Welch erfreuliches Zeugnis des rüstigen geistigen Vorwärtsschreitens in unsern Tagen auch die allerwärts neu erstehenden Schulen und Fortbildungsanstalten ablegen, so muß doch gleichzeitig ein Blick auf die vielen Gefängnisse, jene alljährlich sich erweiternden Strafstätten der Verwahrlosung des Geistes und Herzens, gerechte Betrübnis wachrufen in der Seele jedes wohlwollenden, vorsorglich in die Zukunft blickenden Menschenfreundes.

Es ist viel geschrieben und gestritten worden über Zweck und Ausdehnung der Strafe. Es fehlt nicht an solchen, die von vornherein jede Strafe an Leib und Leben verwerfen und barbarisch nennen, was andre als unentbehrliches Schutzmittel der gefährdeten Gesellschaft rechtfertigen. Praktische Leute streiten sich nicht um Worte und Ansichten, sondern sie suchen die rechten Mittel auf, die Tiefgesunkenen zu heben und ihnen wieder eine Empfindung ihres Menschenwertes beizubringen. Hat doch nicht eine der zu verschiedenen Zeiten ausgedachten Strafmethoden, von der feuchten unterirdischen Kellerzelle der an Hand und Fuß mit schweren Eisen gefesselten Verbrecher bis zur glühendheißen Bleikammer, die dem Staatsgefangenen zum traurigen Aufenthalt dienen mußte, nicht die Einzelhaft des sogenannten „pennsylvanischen Systems“, das den Verurteilten durch gänzliche Entziehung jeder menschlichen Gesellschaft und selbst der süßesten Trösterin in der Einsamkeit, der Arbeit, zum Guten zurückzuleiten sucht, in dem erhofften Grade dazu geführt, den Sünder auf den Weg des Besseren zu geleiten. In neuester Zeit empfiehlt man den Zucht- und Arbeitshäusern die Einführung eines sorgsam organisierten Arbeitssystems, und es scheint in der That, daß geregelte Thätigkeit, gehoben durch die Möglichkeit eines mäßigen Verdienstes, der jedem Fleißigen in Aussicht steht, auf die Verirrten veredelnd wirkt. Indessen fehlt auch einem solchen aneifernden Zusammenleben nicht die Schattenseite. Denn nichts ist verderblicher und ansteckender als der Einfluß der Unverbesserlichen auf die Schwachen.

Elisabeth Fry war es, die vor einem halben Jahrhundert die Aufmerksamkeit auf einen der wundensten Flecke der Gesellschaft lenkte. Dabei hat sie gleichzeitig auch dargethan, wie selbst beim verhärtetsten Sünder erst Stunden, dann Tage und

Jahre der Reue zuwege gebracht werden können. Gründliches Studium der Gefängnisse hatte sich diese vortreffliche Frau zur Lebensaufgabe gemacht, und in der That, ihr edles Streben gab zunächst in England, ihrem Vaterlande, Anlaß zu den wichtigsten Verbesserungen in den Strafstätten der gefallenen Menschheit. Nicht minder verdanken auch wir Deutsche der Nächstenliebe jener seltenen Frau heilsame Anregung. Unaufhörlich wies die mutige Vorkämpferin darauf hin, daß die Zuchthäuser und Strafanstalten nicht nur Straf-, sondern in erster Reihe Verbesserungsanstalten sein sollen.

Dieser Engel der Barmherzigkeit war jedoch keineswegs der erste Helfer, welcher den Mißachteten und Verstoßenen die Hand reichte. Der erste barmherzige Samariter, der sich ihrer annahm, gehörte seiner Geburt nach gleichfalls England an; im Hinblick auf seine aufopfernde Werkthätigkeit nennt ihn die ganze Menschheit den ihrigen, denn er war vor allem Mensch — als solcher hat er selbst sich ein Denkmal im Herzen aller Edeldenkenden errichtet. Der Name des Reformators des englischen Gefängniswesens ist uns nicht unbekannt, es ist der bereits weiter vorn genannte edle John Howard, dessen hochherziges Wirken wir unsern Lesern schon vorführten.

Manchen Nachfolger fand dieser edle warmherzige Mann, und aufopfernde Menschenliebe und Entsjagung haben eine größere Anzahl von hilfsbereiten Frauen gleiche Bahnen einschlagen lassen.

Unter diesen hochherzigen Frauen strahlt oben an die Persönlichkeit einer Quäkerin, der Miß Elisabeth Fry, geborne Gurney, Tochter eines an Kindern und an Glücksgütern reich gesegneten Landeigentümers, des Quäkers Johann Gurney von Earlham in der Grafschaft Norfolk. Sie erblickte am 21. Mai 1740 in Norwich das Licht der Welt. Aber schon in frühester Jugend siedelte sie mit ihren Eltern nach Earlham-Hall über, einem reizend gelegenen Landjitz in der Nähe ihrer Geburtsstätte. Die Schönheit der sie umgebenden Natur mag besonderen Einfluß auf die leicht empfängliche Seele des kleinen Mädchens geübt haben. Earlham-Hall wird uns geschildert als „ein großes, altes, unregelmäßig gebautes Haus inmitten eines wohlgepflegten Parkes. Ein klarer Strom umsäumt die liebliche Besitzung. Hier, an den Ufern der Gewässer, liebte die junge Welt vorzugsweise, sich zum Spazierengehen, Lesen und Zeichnen zu versammeln. Im Süden der Anlagen bot ein üppiger Wiesenteppich, von hohen Bäumen beschattet, der lernlustigen Jugend mannigfache Gelegenheit zum Genuße und zum Studium.“

Elisabeths Wißbegierde wurde von einer hochgebildeten zärtlichen Mutter in die rechte Bahn geleitet. Wie hing aber auch die kleine Betsy an der Trefflichen! Während andre ein seltsam scheinendes, eigensinniges Kind in ihr sahen, vermochte Frau Gurney alles über den starren Willen ihres Töchterchens. Für sie allein war sie — die „taubengleiche Betsy“, ein Schmeichelwort, das sie von keinem andern hörte.

Welch ein Schmerz für Elisabeth, als ihr im zwölften Jahre die Behüterin ihrer Kindheit durch den Tod entrißen wurde! Jetzt stand sie einsam da unter elf Geschwistern, denn der Vater, ein mehr weltlich gesinnter Mann, konnte sie nicht auf den verschlungenen Lebenspfaden zurechtweisen. In jener schweren Zeit wandte sich ihr Sinn zum erstenmal ernstlich höheren Ideen zu, und von nun an beginnt sich ihr inneres Leben erst recht zu entfalten; freilich entbehrte sie der Stütze, an der sich die zarten Sprossen eines reichen Geistes und Gemüthslebens emporranken konnten.

Wie sehr sie den Beistand der Mutter vermißt, geht aus ihren Aufzeichnungen hervor: „Ich bin wie ein Schiff auf dem Meere, ohne Steuermann; mein Herz und Gemüt sind übervoll — ich brauche jemand, auf den ich mich stützen könnte. Alles ist mir dunkel; ich kenne nichts; mir erscheint alles wie Thorheit und ich zweifle an allem.“

Freunde aus jener Zeit erzählen, das junge Mädchen habe sich mit Vorliebe zu Pferde gezeigt; schön und anmutig, im scharlachroten Tuchkleide, das reiche blonde Haar in Locken um das heitere Gesichtchen flatternd, — so sei Elisabeth hoch zu Ross ein Bild vollendeter Goldseligkeit gewesen. Sie jagte auf ihrem Lieblingstiere mit dem geübtesten Reiter um die Wette; auch dem Fuße, dem Tanz und Gesang zeigte sich das empfängliche Mädchen nicht abhold. Doch sehen wir aus ihrem Tagebuche, wie ein vielverheißender Trieb nach dem andern, trotz aller Zerstreuungen, immer mehr sich Bahn in ihrer Seele brach. An ihrem siebzehnten Geburtstag bemerkte sie:

„Heute bin ich siebzehn Jahre geworden; bin ich ein glücklicherer oder besserer Mensch, als ich vor zwölf Monaten war? — Ich weiß, ich bin glücklicher und hoffe, daß ich auch besser geworden sei. Aber wenn wieder ein Jahr hinter mir liegt, dann muß ich ein ganz anderer Mensch sein, muß mir mehr Kenntnisse erworben haben und das, was im Kopf wie im Herzen steckt, muß besser geordnet sein.“

Die Predigt eines Quäkers, William Savery, der im Jahre 1798 als Abgeordneter der „Freunde“ aus Amerika kam, brachte zuerst volle Klarheit in die vom Dämmerlichte des Zweifels erfüllte Seele der Jungfrau.

„Heute habe ich gefühlt, daß ein Gott ist,“ finden wir nach jenem bedeutungsvollen Tage mit großen Buchstaben in Elisabeths Tagebuche.

Sie schloß sich nun inniger an ihre Glaubensgenossen an, und ein stiller Ernst bezeichnete die vollbrachte Einker in die edleren Tiefen ihres Wesens. Ein Besuch, bei Verwandten in London trug dazu bei, ihre innere Wandlung zu festigen. Sie zeigte sich auch in der äußeren Erscheinung als Quäkerin, trug das graue Gewand der „Freundinnen“, ihre steife hohe Mütze, redete vornehm wie gering, alt wie jung mit dem bei dieser Sette üblichen „Du“ an und widmete sich mit Vorliebe der Pflege von Kranken sowie dem Unterrichte armer Kinder. Ein kleiner Knabe war ihr erster Schüler gewesen; binnen kurzer Zeit stand sie zu Norwich einer Schule von siebzehnhundert lernbegierigen Waisen und Verlassenen vor. Ohne weitere Hilfe vermochte sie die Aufmerksamkeit der unruhigen jungen Welt zu fesseln. Sie muß schon damals eine herzbezwingende Liebenswürdigkeit neben bemerkenswertem Lehrtalente, große Willensstärke bei außerordentlicher Ausdauer besessen haben!

Ein Traum, der sich zu jener Zeit wiederholt bei ihr eingestellt, ermunterte sie zu mutigem Vorwärtsschreiten auf der neu betretenen Bahn. Sie sah sich auf einem offenen Meere, dessen Wogen den Tod drohten. Eine geheimnisvolle Macht entriß sie der Wut der Brandung — und während es um sie herum tobte und stürmte, vermochte sie dennoch ruhig und mit Sicherheit herauszublicken auf das empörte Element. Elisabeth erkannte hierin ein Bild ihres Lebens. Sie hatte sich in ein friedliches Asyl gestücht, wo ihr weder Sturm noch Ungewitter ein Leid anhaben konnten.

Doch gibt es auch ein Übermaß von Enthaltfamkeit. Zu streng erscheint uns die Jungfrau gegen sich selbst, wenn sie während ihres ersten Eifers die Regel aufstellt: „Meide alles, was dich zerstreut, dich vom Gebete abzieht und deinen Umgang mit Gott stört. Es ist Sünde, sei es auch noch so lieb und unschuldig.“

Doch bildete gerade diese selbstpeinigende Gewissenhaftigkeit, womit sie all ihr Thun und Lassen prüfte, die Vorbereitungsschule für den erweiterten Wirkungskreis, dessen Mittelpunkt sie nun bald werden sollte.

Ein reicher Handelsherr aus London, Joseph Fry, gleich ihr zur Gesellschaft der „Freunde“ gehörig, begehrte die Hand der kaum zwanzigjährigen Elisabeth. Wenn auch nicht die Stimme ihres Herzens besonders laut und warm für diesen Bewerber sprach, so folgte sie doch dem Rate der Vernunft, die in dem hochachtbaren Manne den ihr von der Vorsehung zugewiesenen Lebensgefährten erkannte, und am 19. August 1800 begleitete Elisabeth als junge Frau ihren Gatten nach der geräuschvollen Welthauptstadt. Mit schwerem Herzen, aber getrostem Mutes trennte sie sich vom Vaterhause; nicht leicht fiel ihr der Abschied von der kleinen Welt der Freischule, die sie geschaffen und die sie nun der Pflege andrer überlassen mußte. —

Die neun ersten Jahre der glücklichen Ehe verflossen in ungestörter Gleichmäßigkeit. Elisabeth waltete als pflichtgetreue Gattin, als musterhafte Hausfrau und zärtliche Mutter einer sich mehrenden Kinderchar an der Seite ihres würdigen Gemahls. Über diesen engeren Pflichten versäumte sie jedoch nicht, dem Zuge ihres liebevollen Herzens auch in weitere Kreise zu folgen. Sie suchte die Nothleidenden auf, besonders den verschämten Armen galt ihr Wohlthun; sie tröstete die Betrübten und half den Strauchelnden und Gefallenen wieder auf. Jene seltene Gabe, auf das Gemüt der Verirrten zu wirken, tritt uns bei ihr schon jetzt überraschend entgegen. —

Elisabeth Fry ging eines Tages in der Nähe einer Brücke spazieren, als sie ein Frauenzimmer bemerkte, dessen verstörte Mienen und hastigen Schritte auffallen mußten. Eine eigne Angst überkam sie; dennoch überwand sie ihre Beklommenheit. Sie ging auf das Mädchen zu, freundlich aber ernst fragend: „Du scheinst in großer Bedrängnis zu sein, armes Kind?“ — Die Unglückliche konnte den milden Worten der anmutigen jungen Frau nicht widerstehen. In Thränen ausbrechend, gestand sie ihr Vorhaben, das ihr zur unerträglichen Bürde gewordene Dasein in den Fluten der Themse abkürzen zu wollen. Elisabeths Dazwischenkunft, ihr vertrauenerweckendes Zureden vereitelte die unheimliche Absicht. Es gelang ihr, ein bedrängtes, nicht verdorbenes weibliches Wesen dem Leben und der Gesellschaft wiederzugeben.

Am Sterbebette ihres geliebten Vaters empfand und äußerte die treffliche Frau zum erstenmal jene wunderbare Kraft, die später so viel dazu beitrug, sie zu einer Priesterin des Evangeliums der Liebe zu erheben. Sie fühlte sich zu lautem Gebete begeistert und sprach dieses mit solcher Innigkeit und Wärme, daß der Ruf von ihrer außergewöhnlichen Begabung die Mitglieder ihrer Glaubensgenossenschaft bewog, ihr die Predigt in der Gemeinde zu übertragen.

Mit welchem Erfolge sie dieses ihr neu anvertraute Amt verwaltete, davon zeugt schon der Ausspruch eines protestantischen Geistlichen, der ihrer ersten öffentlichen Predigt, Ende des Jahres 1810, beiwohnte. „Man habe recht erkennen müssen“, äußerte derselbe, „wie weder Alter, Stand noch Geschlecht von den Einwirkungen der Gnade Gottes ausgeschlossen sei, und daß sein Geist wehe überall, wo er wolle.“ — Allerdings hatte der Umstand, daß die geistliche Zusprache aus dem Munde einer Frau kam, anfänglich auf manchen abstoßend gewirkt. War jedoch das erste Gefühl der Befremdung vorüber, so gewann das zweite die Oberhand, ein heiliger Schauer, und als nächstes erfolgte inbrünstige Andacht.

Wenn schon Elisabeth als Verkündigerin und geistvolle Auslegerin in der Heiligen Schrift ihren Kreisen verehrungswürdig erschien, so müssen wir sie doch noch höher ehren, wenn wir sie in ihrem eigentlichsten Berufe schalten und walten, wenn wir den wunderbaren Einfluß sehen, den sie auf die Gemüther der unglücklichsten aller Menschen, auf die Verstoßenen und Verurtheilten, zu gewinnen weiß. „Ich bin gefangen gewesen und ihr seid zu mir gekommen“, jene Worte Jesu Christi lassen sich auf das Weib, das ihr Leben der Hebung der Verworfenen gewidmet, anwenden.

Im November 1812 hörte Frau Fry durch einige Freunde von dem elenden Zustande, in dem sich die in Newgate eingeschlossenen Verbrecherinnen befänden.



Elisabeth Fry in Newgate.

Sie besuchte diese Stätte tiefster Versunkenheit, und ihr mildes Herz empfand den ganzen Jammer des dort herrschenden unsäglichen Elends.

Mit der Aufopferung und Hingebung, deren sie fähig war, entschloß sie sich, auch hierher Trost und Hilfe zu bringen, und ihre Menschenliebe schreckte nicht zurück vor den grauenhaften Auswüchsen des Lasters und der Verworfenheit. Nur die Seelenstärke einer Elisabeth Fry konnte mit ruhigem Gleichmuth es über sich gewinnen, jenem schrecklichen Gefängnisse, dem berüchtigtsten Sammelplatze tierischer Roheit, zu nahen, jene dunklen, feuchten Gemächer zu betreten, wo — in zwei Zimmern und zwei Zellen eingesperrt — mehr denn 300 verlassene und verachtete Frauen samt ihren Kindern hausten. Dem von Schmutz und Ungeziefer starrenden Kerkerzaale entsprach das verwahrloste Aussehen und abstoßende Gebaren der Bewohnerinnen.

Nur notdürftig in Lumpen gehüllt, den Stempel der Verworfenheit auf der Stirn, Lästern und Fluchen auf der Zunge, die grenzenlose Entartung im Ausdruck der verwitterten Züge: so erschien der Haufen der Gefangenen vor dem Auge der Besuchenden. Und diese? Gleich einem Engel, wie an Seele so an Körper, ein Kind des Lichtes und der Wahrheit, trat sie unter ihre gefallenen Schwestern; ihre Worte klangen in den Herzen derselben wie die lieblichste Musik, fanden Zutritt zum Ohr der sonst gegen jedes freundliche Zureden Abgestumpften. Einige Kleidungsstücke und das Versprechen, wiederzukommen, waren jedoch alles, was Elisabeth bei ihrem ersten Gefängnisbesuche ihren beklagenswerten Schützlingen zurückließ.

Vier Jahre später — erst um Weihnachten 1816 — wurde es ihr möglich, das Versprechen auszuführen. Nur von einem jungen Mädchen begleitet, betrat sie von neuem das fürchterliche Gebäude. Es lag nicht in Elisabeths mildem Wesen, die Gefangenen mit Fragen oder Vorwürfen zu bestürmen; sie glaubte, daß in jedem Herzen, auch im scheinbar verdorbenen, noch ein Gottesfunke glimme und daß sie nicht nachlassen dürfe in ausdauernder Liebe, bis sie das kleinste Fünkchen zur lebendigen Flamme angefaßt. Diesmal begann sie mit Vorlesung des zwanzigsten Kapitels Matthäi — worin vom Arbeiter im Weinberge die Rede ist — und knüpfte hieran eine freundliche Ansprache, die Müßigen auffordernd, sich der Arbeit hinzugeben.

Von mächtiger Wirkung war der Angriff, den Elisabeth auf das mütterliche Herz der armen Frauen machte. Hier hatte sie eine Saite berührt, die fast bei allen Müttern noch einen Klang von sich gibt. Jedes unglückliche Weib wünscht ja, daß ihre Kinder glücklich würden und auch gut, besser als sie selbst; die Mütter in Newgate hatten Ursache, es am meisten zu wünschen, da ihr eignes Schicksal ihnen darthat, wohin der Weg des Lasters führt.

Es wurde nun auf Anregung der Menschenfreundin eine Schule für die Kinder der Gefangenen errichtet. Letztere durften sich selbst eine geeignete Lehrerin für ihre Kleinen aussuchen, und viele rechneten es sich zur besonderen Ehre an, auch selbst am Unterrichte teilnehmen zu dürfen.

Jene segensreiche Einrichtung erweiterte sich hierdurch bald zu einer Lehr- und Arbeitsanstalt für die Gefangenen. Und nun sehen wir die Früchte dieser edlen Bestrebungen gar herrlich reifen. Schon kurze Zeit darauf herrschte ein ganz anderer Geist im Gefängnisse. Fleiß, Ordnung und bessere Sitten traten an Stelle des Müßiggangs, des Anbettelns, des Fluchens, Schwörens, Branntweintrinkens und Kartenspiels. Die saubere Kleidung wie die Haltung und das ganze Äußere der auf dem Wege zur Besserung begriffenen Frauenpersonen machte den Eindruck, als wenn sich das Wort eines deutschen Menschenfreundes auf sie anwenden lasse. Jung-Stilling sagt: „Keine Seelen halten auch ihre Hüllen rein.“

Gleichgesinnte förderten das segnenverheißende Unternehmen der Quäkerin, und auf ihr Betreiben bildete sich ein Frauenverein, dessen Mitglieder die Pflichten der Gefangenenpflege, das Abhalten von Vorlesungen, Arbeitsverteilungen u. s. w. abwechselnd übernahmen. Natürlich blieb Frau Fry immer die Seele dieser menschenfreundlichen Bestrebungen. Die Gefangenen gewöhnten sich leichter, als man dachte, an eine strengere Ordnung, besonders aber an regelmäßige Thätigkeit; hatte doch eines der Weiber von Newgate ganz offenherzig bekannt: „Wenn wir müßig sind und nichts andres zu thun haben, thun oder denken wir Böses!“

Der Religionsunterricht, den Elisabeth in eigener Person erteilte, enthielt nichts als die reine Lehre des Christentums, ohne jedwede Beimischung von konfessionellem Geist. Gewöhnlich las sie ihren Pfleglingen ein Kapitel aus der Heiligen Schrift vor und gab ihnen dann kurze und klare Anleitung zur Anwendung des Gelesenen fürs praktische Leben. Wohl wußte sie, daß es viel leichter ist, fromm zu schwärmen als fromm zu leben! Auch von jener übel verstandenen Frömmigkeit, die in der Bildung des Geistes ein Mittel zur Entfremdung von Gott sieht, war und blieb die erleuchtete Frau weit entfernt. Sie schreibt hierüber sehr wahr in ihr Tagebuch:

„Bilden wir uns doch nicht ein, wir hätten eine hohe Stufe der Frömmigkeit erreicht, wenn wir die Hände in den Schoß legen und in Unwissenheit beharren. Die Unwissenheit ist ein Zustand, der nicht von Gott ausgeht, und nie kann ein solcher Zustand uns zu Gott zurückführen.“

So ging bei der seltenen Frau alles Hand in Hand, und diese wohlthuende Harmonie verklärte auch Elisabeths ganzes Thun. Der Teil von Newgate, wo sie wirkte, konnte, dank ihrem Einflusse, binnen kurzer Zeit den grausigen Beinamen „Hölle auf Erden“, wenn auch nicht mit „Paradies“, so doch mit „Arbeits- und Besserungsanstalt“ vertauschen.

Schon nach Verlauf eines Monats erlebte die würdige Frau die Genugthuung, sich vom Direktor des Gefängnisses anerkannt zu sehen. Der Gemeinderat Londons bestimmte, in Folge der ihm über das gesegnete Wirken der Quäkerfrau zugegangenen Berichte, daß die in Newgate gültige Gefängnisordnung in allen Strafanstalten der Stadt eingeführt werden solle, und verlieh der Urheberin dieser Verbesserungen zugleich Vollmacht, die Haft ihrer Schützlinge nach Gutdünken zu erleichtern, ja zu verlängern oder zu verkürzen.

Doch mehr als die öffentliche Zustimmung erquidte die Sendbotin des Friedens die Dankbarkeit der ihr anvertrauten Seelen. Eine Menge rührender Züge befanden dies, ja es haben gar manche der ausgestoßenen weiblichen Sträflinge noch von jenseit des Weltmeeres ihrer ehemaligen Wohlthäterin Beweise ihrer Erkenntlichkeit zukommen lassen. Eine Frau, welche später zu Wohlstand gekommen, „Schweine und Federvieh in Menge halten und ihren Thee kistenweise kaufen konnte“, ehrte eine Decke, welche ihr beim Abgange nach der Strafkolonie durch Elisabeth geschenkt worden war, gleich einem Heiligtume. Wie viel Ursache des Dankes hatten aber auch diese Frauenspersonen!

Am treffendsten schildert ein Seemann den herzwinnenden Einfluß des weiblichen Priesters. „Ich habe den Engel Gottes auf Erden, seinen Boten an die Menschen — ich habe Elisabeth Fry gesehen und gesprochen! Ihre ganze Erscheinung trägt den Stempel echter Weiblichkeit, während uns doch sonst bei solchen Frauen, die durch Geist über ihr Geschlecht hervorragen, meist männliches Wesen störend entgegentritt. Bei ihr aber ist nichts Scharfes oder Ausstoßerregendes zu finden, und bei allem Ernst, aller Entschiedenheit, bei aller feinen Beobachtungsgabe und unausgesetzten Thätigkeit waltet doch stets das sanfte Wesen eines Weibes, einer Mutter.“

„Ihr Auge, so durchdringend es auch ist, hat etwas von dem reinen Vertrauen und der Hingabe des Kindes; vor allem aber spielt um den lieblichen Mund oft ein kindliches, fast schalkhaftes Lächeln, das einen unwiderstehlichen Zauber ausübt. Ihre Beredsamkeit ist die des Herzens, erhöht durch die Weihe des Geistes.“

„Ein deutscher Fürst hat ihre süße, klangvolle Stimme eine besondere Gabe Gottes genannt, welche nie aus dem Gedächtnis derer schwinden könne, die sie jemals gehört! Diesem Weibe einmal im Leben begegnet zu sein, ist eine Gunst des Geschickes zu nennen. Ihre hohe Gestalt, die Würde und tiefe Ruhe, die darüber ausgegossen liegt, sind zugleich anziehend und wohlthwend. Wenn diese Frau es fordert, muß es eine Freude sein, für sie bis ans Ende der Welt zu gehen, denn unter ihrem Schutze fühlt man sich sicher wie ein Kind im Vaterschoß.“



Elisabeth Fry unter den deportierten Frauen vor der Abfahrt.

Bis auf das Schiff der zum Transport nach Australien Verurtheilten folgte ihnen der „Schutzengel der Gefallenen“ und spendete auch hier noch Rath, Trost und Hilfe. Sie betete mit den Unglücklichen, ehe die Anker zur Abfahrt gelichtet wurden, und flehte den Segen des Himmels auf die Gebeugten herab, ehe sie dem Heimatlande, oft für ewig, lebewohl sagten.

Und noch weiter erstreckte sich die erbarmende Liebe jener Frau.

Sogar bis zur Todesstätte geleitete sie die Verbrecherinnen, über welche der Arm der weltlichen Gerechtigkeit den Stab gebrochen; auf dem letzten schweren Gange wußte sie noch in ihrer liebevollen Weise zu ermahnen, zu trösten und zu segnen, den Schuldbeladenen die Pforte zur eignen Seele zu öffnen, bevor sich die Pforte des Lebens hinter ihnen schloß.

Welche Empfindungen bewegten das weiche Gemüt Elisabeths auf einem solchen schweren Wege zum Schafott! In England, wo nicht selten selbst kleine Diebstähle mit dem Leben gebüßt wurden, erschien ihr die Todesstrafe doppelt grausam. Sie ließ nichts unversucht, um eine Beschränkung der Gesetzesstrenge herbeizuführen, und wandte sich zu diesem Endzwecke an die höchsten Personen, an Minister und Königin, an einflußreiche Ober- und Unterhausmitglieder, an die Gesetzes-Lords und an hochangesehene Justizbeamte — doch blieben ihre Bemühungen diesmal fruchtlos. Erfolgreicher zeigte sich ihr Streben, den aus der Haft Entlassenen eine bessere Zukunft zu bereiten. In diesem Sinne bewog sie eine Anzahl Menschenfreunde zum Zusammenwirken, um durch Beschäftigung und lohnende Arbeit — sei es in der eignen Behausung, sei es in besonderen Anstalten — den ehemaligen Sträflingen den Wiedereintritt ins bürgerliche Leben zu erleichtern.

Die Lieblingsidee dieser unermüdeten Wohlthäterin ihres Geschlechts hat, dank der Unterstützung und Begünstigung durch wohlwollende Menschenfreunde, allerdings erst nach ihrem Hingange volle Verwirklichung gefunden. England ehrte das Andenken der Edlen durch Errichtung des „Elisabeth-Fry-Asyles“, wo den bei ihrer Entlassung aus dem Gefängnisse von allem entblößten Weibern zeitweilig ein Unterkommen gewährt wird, zur Verhinderung des Rückfalles in verbrecherische Gedanken und Handlungen, was so leicht bei gänzlicher Hilflosigkeit und unter dem Drucke der Sorge für das tägliche Brot stattfinden kann. Hier auf diesem segensreichen Gebiete der Wohlthätigkeit und Seelsorge liegt mit ein Hauptzweckpunkt der inneren Mission.

Der Ruf der würdigen Quäkerin drang nach und nach in alle Lande. Sie sah sich bald zu größeren Reisen veranlaßt, um den an sie gestellten Anforderungen zu genügen. Zuerst, 1827, besuchte sie Irland, wo sie überall, unterstützt von den Behörden des Landes, Vereine zur Verbesserung des Gefängnißwesens gründete. —

In Schottland ward ihr rastloser Eifer gleichfalls durch ermutigende Erfolge gekrönt. Welchen Einfluß das Erscheinen und schon die einfache Zusprache der edlen Frau auf das Gemüt der Verbrecherinnen machte, zeigte sich, wie allerwärts, so auch dort. Sie besuchte u. a. die Strafanstalt zu Glasgow und wandte sich auch hier mit wenigen, aber tief zu Herzen gehenden Worten an das Gewissen der gesunkenen Weiber. Die ärgsten Spöttlerinnen, gewöhnt, selbst das Heiligste in den Staub des Gemeinen herabzuziehen, wurden durch die Redeweise der Missionarin zu Thränen gerührt. Mehr noch als Worte vermochten die sanften, eindringlichen Gebärden, das seelenvolle Auge, mit welchem sie den Unglücklichen bis tief in der Seele zu lesen schien, der Ton ihrer weichen, klangvollen Stimme, die bis in die verstecktesten Falten des menschlichen Herzens drang. „Nicht wahr, ihr Frauen und Mütter, ihr wollet euch vom Bösen abwenden und neue, bessere Menschen werden?“ fragte sie mit rührender Stimme die versammelten Gefangenen. — Dann las sie ihnen die in Newgate eingeführte Ordnung vor und fragte weiter, ob sie diese nicht auch annehmen wollten? Einmütig erhoben sich alle Hände zum Zeichen der Zustimmung.

Unbeschreiblich ergreifend war aber den Eindruck, den die Vorlesung des Gleichnisses vom verlorenen Sohn auf die unglücklichen Zuhörerinnen hervorbrachte. Bei den Worten: „Und sein Vater sah ihn, da er noch ferne war“ — brachen einige in Schluchzen aus, andre warfen sich händeringend zur Erde nieder; Elisabeth, selbst aufs tiefste erschüttert, legte nun die Bibel beiseite und fiel ebenfalls auf die Kniee, laut betend für die reuigen Sünderinnen. Das Gebet, womit sie des Allerbarmer's Gnade anflehte, drang, öfters unterbrochen vom lauten Wehklagen der Versammlung, empor zu Gott dem Allmächtigen, welcher keine Seele verwirft.

An eine der Gefangenen richtete Frau Fry die wenigen Worte: „Wie lange bist du hier?“ — „Sechs Jahre“, war die Antwort. — „Du solltest nicht mehr hier sein“, war alles, was die Quäkerin sagte; aber der Ton, womit sie diese wenigen Worte sprach, war so mild und doch so herzergreifend, der Blick ihres klaren blauen Auges so durchdringend, daß das arme Weib — niedergeschmettert — den Kopf in die Hände barg und in lautes Schluchzen ausbrach. So wunderbar wirkt die Macht der echten Christenliebe auf hoch und niedrig, auf reich und arm.

In der That wußte die einfache Frau selbst die höchsten Kreise für Unterstützung ihrer menschenfreundlichen Absichten zu gewinnen. Kaiser Alexander I. von Rußland suchte die persönliche Bekanntschaft „des Engels der Barmherzigkeit“, wie er sie nannte, zu machen. Es war gelegentlich seiner Anwesenheit in London, nach Ausgang des Krieges mit Frankreich (oder richtiger mit Napoleon I.). Er konnte Blicke in ein Frauengemüt werfen, dem nur wenige gleichen. Auch dem Selbstherrscher legte Elisabeth Fürsorge, Verzeihung und Barmherzigkeit zu gunsten der den Gerichten Verfallenen und der Verwahrlosten an sein mildgestimmtes Herz.

Auch auf dem Festlande, vorerst in Paris, trug Frau Frys Wirksamkeit reiche Früchte. In Berlin ist sie zu verschiedenen Zeiten gewesen, und ihre Worte haben dort in den höchsten Kreisen warmen Anklang gefunden und manches Heilsame angeregt. Den König von Dänemark bewog sie, die um ihres Glaubens willen in Haft genommenen Wiedertäufer frei zu geben; auch für die Befreiung der Sklaven erhob sie ihre Stimme; dann erregte die Nigereyexpedition ihr Interesse, ja selbst auf Abstellung der durch den indischen Opiumhandel nach China entstandenen Mißbräuche wirkte eifrig der weitausschauende Geist der begabten Frau mit hin.

Besonders geeignet war ihr Thun auch in den Irrenhäusern. Sie erkannte in den Geisteskranken Wesen, deren Vernunft verwirrt, aber nicht völlig vernichtet war. Überaus wirksam zeigte sich das Auftreten der Edlen, der liebevolle Ton, in dem sie zu den Kranken sprach. Ein Zug statt vieler! Ein junger Mann, dessen Anfälle gefährlicher waren als die der übrigen, lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit den Bibelworten, die aus Elisabeths Munde herzerhebender als je ertönten. Plötzlich brach er in Thränen aus. „Die Engel haben dir ihre Stimme geliehen!“ rief er bewegt. Noch lange Zeit nachher war er still und geduldig wie ein folgsames Kind.

Trotz ihrer auf das Allgemeine gerichteten Thätigkeit fand Elisabeth selbst bei einem alljährlich sich erweiternden Wirkungskreise noch Muße, den Pflichten der Familienmutter mit Treue nachzukommen. Ihr Hauswesen war ein musterhaft geregeltes, ihre sechzehn Kinder genossen sämtlich die sorgfältigste Erziehung und ihre Dienstboten verehrten in ihr die mildeste und gütigste Gebieterin. In der niedrigsten Hütte ihrer Dorfarmen wie in den Palästen der Fürsten und Könige war die

wohlbekannte stattliche Dame im einfachen grauen Quälergewande und dem vorn kurz geschnittenen Haar eine liebe, willkommene Erscheinung. Und obwohl sie sich an jedem Orte mit Würde und Anmut zu bewegen verstand, ging sie, nach ihrer eignen Aussage, „doch lieber in die Gefängnisse als in die Paläste.“

Der Schlüssel zu ihrem Geheimnis, „alles in allem“ zu sein, liegt zum Teil in der stets beobachteten „Treue im Kleinen.“ — „Sei im Kleinen groß und im Großen pünktlich, so wirst du zu großen, vielumfassenden Thaten geschickt werden“, lesen wir in ihrem bis in das höchste Alter gewissenhaft geführten Tagebuche.

Krankheit, Tod der liebsten Angehörigen und Verlust der äußeren Glücksüter trübten die späteren Lebensjahre der gottergebenen Greisin. Auch war es ihr, obgleich sie stets vom Geiste milder Duldung beseelt war, dennoch nicht gleichgültig, daß viele ihrer Kinder sich nicht zur „Gesellschaft der Fremde“ hielten, sondern in andern Formen ihren Gott verehrten. Bei all diesen Prüfungen und Enttäuschungen beharrte sie, selbst über das Maß ihrer Kräfte, im Gutes thun und Segenverbreiten. Ihr ganzes Leben war ein Gottesdienst; denn die wahre Frömmigkeit setzt ihre Gaben nicht der Öffentlichkeit aus — sie errichtet sich einen Tempel in den Herzen der Unglücklichen und Bedrängten.

In ihrem fünfundsiechzigsten Lebensjahre verfiel Elisabeth Fry in schwere Krankheit, von der sie sich nicht wieder erholen sollte. Sie duldete so heftige Schmerzen, daß sie den Tod als Befreier herbeisehnte. „Nur eins“, dies waren ihre Worte, „könnte mich noch an die Erde fesseln: der Wunsch, noch länger für das Wohl meines Mannes, meiner Kinder und meiner Mitmenschen zu wirken.“

Der ersehnte Todesbote nahte heran. „O mein Gott, hilf deiner Magd zur Seligkeit!“ So lautete das letzte Gebet dieser Menschenfreundin, einer der edelsten Frauen ihrer Zeit. Sie starb zu Ramsgate am 13. Oktober 1845.

Bei der wahrhaft fürstlichen Bestattung dieser Wohlthäterin von Tausenden zeigte sich eine Theilnahme, eben so allgemein wie erschütternd und großartig. Denn Trauer um den Hingang der Allverehrten empfand ganz England, empfanden die Gleichgesinnten aller Welttheile.

Dem Reiche der Seligen aber durfte der irdische Schutzengel der Bedrängten und Verstoßenen mit dem perlenden Inhalte der köstlichen Schale nahen, von welcher die am Eingang erwähnte Dichtung „Das Paradies und die Peri“ berichtet. Sicher hat der Seraph mit dem flammenden Schwerte für die um Einlaß Bittende die Antwort gehabt: „Gehe ein zu deines Herrn Freude!“

